

Rachel van Kooij

Niemand so wie ich?

Jungbrunnen

Inhalt

1. Ein Fremder	7
2. Nur ein paar Worte	12
3. Ein Niemand	15
4. Pizza	18
5. Auf dem Bahnhof	22
6. Nächstenliebe	25
7. Einfach nur Niki	30
8. Kaminfeuer im Hochsommer	36
9. Ein Blatt Papier mit schwarzem Rand	41
10. Fotos	44
11. Wir reden nicht darüber	49
12. Donut und Kaffee	53
13. Zwei Leben	58
14. Papa	64
15. In der Zwickmühle	72
16. Der Mörderonkel	76
17. Die ganze Geschichte	80
18. Kind bleibt Kind	86
19. Schnecken	92
20. Anruf aus dem „Grünen“	95
21. Der Weltwanderer	99
22. Die Hundert-Euro-Wette	107
23. Morgen wieder	111
24. Ein Zimmer für Oma	115
25. Ayers Rock	122

26. Das Feuer	127
27. Auswählen	131
28. Häkeln	135
29. Stricken	139
30. Noch eine geteilte Pizza	143
31. Der Fußballverein	148
32. Katis Plan	155
33. Training	159
34. Eislaufmutter am Fußballplatz	164
35. Platzwechsel	168
36. Ausfallschritt	173
37. Halbzeit	176
38. Schnecki	182
39. Mädchenmannschaft	189
40. Hassen?	194
41. Ein böser Onkel	201
42. Onkel Raimund hinter mir	205
43. Oma und die Zeitung	208
44. Ser	211
45. Das Neue Blatt	214
46. Sowohl als auch	220
47. Zehn Jahre waren lange genug	225

1. Ein Fremder

Das erste Mal, als ich ihn sah, stand er vor der Haustür, viel zu nah, ein wenig nach vorne gebeugt und schwer atmend, als wären die wenigen Meter durch unseren kleinen Vorgarten ein steiler Berghang, den er sich mühsam hinaufgequält hatte.

„Ja?“, fragte ich und betrachtete ihn genauer.

Er trug einen grauen, zerknitterten Anzug. Das Jackett stand offen, und zwischen der Knopflochreihe und der Knopfreihe (ein Knopf fehlte, wie ich nebenbei feststellte) lugte ein dunkelblauer Rollkragenpullover hervor, der seinen Hals eng umschloss. Dabei war es Hochsommer und viel zu heiß für einen Anzug und einen Rollkragenpullover.

Überhaupt wirkte der Fremde altmodisch und ungebügelt, als hätte er seine Kleidung aus der Altkleidersammelbox neben dem Supermarkt gefischt.

Der Mann hüstelte, stellte den kleinen braunen Koffer neben sich auf die Betonplatte und nahm seinen Hut ab. Wie einen Schild hielt er ihn mit beiden Händen krampfhaft vor der Brust. Wer trug heutzutage noch Hut?

Der Mann war älter und hatte kurzes graues Haar, Falten im Gesicht und eine Knollnase, aus deren Löchern Härchen sprießten. Auf der einen Wange klebten zwei kleine Pflaster und die andere Wange war ziemlich stoppelig. Er hatte wohl versucht, sich zu rasieren, aber nach den Unfällen auf der linken Seite die rechte lieber bleiben lassen.

Vielleicht war er eigentlich nicht alt, sondern wirkte nur so. Alt, müde und traurig.

„Wir kaufen nichts“, sagte ich, als der Mann beharrlich schwieg. „Und wir geben auch nichts“, fügte ich hinzu,

obwohl das in meinen Ohren gemein klang. Papa hatte mir das eingeschärft.

„Ich verdiene mein Geld im Schweiß meines Angesichts und wir müssen sparen, für später, für dich“, hatte er erklärt. Also rückte Papa nichts heraus, keinen Cent. Mama manchmal schon. Und das war gut so.

Ich war erst elf und von mir aus konnte alles so bleiben, wie es eben war. Aber jedes Mal, wenn ich das Papa sagte, schüttelte er den Kopf und antwortete ernst, dass ich in ein paar Jahren ganz anders darüber denken würde und dass er dafür sorgte, dass ich mich dann ganz unbekümmert für die eine oder die andere Richtung entscheiden könnte, egal, wie viel es kostete.

Bei Papa klang es immer so, als wäre ich ein Wegweiser, der noch nicht wusste, in welche Richtung er zeigen sollte. Und irgendwie stimmte das wohl auch, nur mit dem Unterschied, dass Papa offenbar immer daran denken musste, wie teuer es werden würde, mich in die richtige Position zu bringen, während ich mir die allermeiste Zeit keine großen Gedanken über die Richtung machte. Außer es hatte wieder einmal eine blöde Situation gegeben, wie vor zwei Jahren im Bad, als ich noch nicht kapiert hatte, dass es dumm war, blaue Badeshorts mit einem glitzernden gelben Bikinioberteil zu kombinieren.

„Mit so einem Outfit geht doch niemand ins Freibad“, hatte Vanessa aus meiner Klasse gesagt.

Kati hatte zurückgerufen, dass es auch dämlich sei, mit einer Sonnenbrille im Schatten zu liegen, und Julian hatte mir kumpelhaft in die Rippen geboxt und gesagt, solche Tussis wie Vanessa, die sogar beim Fußballtraining mit lackierten Fingernägeln auftauchten, seien einfach nur blöd.

Das tat gut, aber recht hatte Vanessa trotzdem, wie ich feststellte. Niemand im Freibad war so angezogen wie ich.

Wäre ich tatsächlich ein Wegweiser, würde Wort für Wort das draufstehen: Niemand so wie ich.

Das traf genau auf mich zu. So lange, bis ich meine Entscheidung traf und Papa das ersparte Vermögen der Familie Kallender ausgeben würde, damit ich so werden konnte wie alle anderen.

Auf jeden Fall machte sich Papa viel mehr Gedanken darüber als ich, und deshalb gab er kein Geld her, und deshalb sagte ich dem Fremden gehorsam, dass wir nichts zu geben hatten.

„Leider auch kein Wurstbrot“, fügte ich bedauernd hinzu, weil er so mager war und wahrscheinlich Hunger hatte. Aber Papa stand in der Küche und richtete das Abendessen. Da konnte ich nicht unauffällig zwei Brotscheiben abschneiden, dick mit Wurst und Käse belegen, einwickeln und aus der Küche spazieren.

„Vielleicht probieren Sie es bei der Nachbarin?“, schlug ich vor. „Die hat schon einmal einen Staubsauger von der Straße weg gekauft, weil der Vertreter ihr versprach, dass der Apparat alle Katzenhaare aus dem Teppich saugen könnte.“

Ich schaute auf den Koffer und überlegte, was dieser Mann anbieten konnte. Katzenfutter? Das würde er bestimmt bei Frau Hartling loswerden.

Der Mann hüstelte: „Ist mein ...“ Er klang heiser. „Ist, ist Herr Kallender zu sprechen?“ Er sprach es richtig aus, mit einem kurzen A und deutlichem L. Das überraschte mich, denn die meisten ziehen das A in die Länge und die Witzbolde fragen, ob ich mit Vornamen vielleicht April oder Juli oder August heiße.

Ich finde das überhaupt nicht lustig. Man sollte keine Witze über etwas so Persönliches wie Namen oder Aussehen machen.

„Jakob Kallender?“, präzisierte der Mann.

Ich war verwirrt. Woher kannte dieser Fremde meinen Vater?

„Er, er steht in der Küche“, sagte ich. „Er macht Nudelsalat für das Abendessen.“ Als ob das eine äußerst heikle Tätigkeit wäre, die man unmöglich unterbrechen konnte. „Soll ich ihm etwas ausrichten?“

Irgendwie spürte ich, dass Papa keine Lust haben würde, mit diesem Fremden zu reden. Papa ist kein Mann der vielen Worte.

Der Fremde dachte kurz nach, dann setzte er abrupt seinen Hut wieder auf, packte den Koffer und wollte schon gehen, als er es sich plötzlich anders überlegte, den Koffer wieder abstellte, den Hut vom Kopf nahm und in den Händen drehte.

„Ich muss, bitteschön, ich muss wirklich einen kurzen Moment mit Herrn Kallender sprechen“, stotterte er. „Bitte, nur eine Minute oder zwei.“

In diesem Augenblick kam Mama die Treppe herunter und sah mich bei der offenen Tür stehen. Sie hatte geduscht und roch frisch und blumig. „Wer ist es denn?“, fragte sie.

„Ein Mann.“

„Ein Mann?“ Mamas Stimme klang misstrauisch. „Was will er?“ Und bevor ich antworten konnte, dass er Papa sprechen wollte, hatte sie mich zur Seite gedrängt.

Letztes Jahr im Winter waren völlig unerwartet und natürlich uneingeladen zwei Reporter auf der Schwelle gestanden, mit Kamera und Mikrofon.

„Zum Glück“, hatte mir Mama nachher gesagt, „hast nicht du den beiden geöffnet, sondern ich.“

Und: „Zweitausend Euro haben sie geboten, für ein Bild von dir und ein Interview. Ich habe sie zum Teufel geschickt.“

Und: „Keine Ahnung, wer da blöd geplaudert hat“, hatte sie auch gesagt.

Es war übrigens nicht so, dass wir ein richtiges Geheimnis aus meiner Situation machten, aber an die große Glocke hängten wir es auch nicht. Nach meiner Geburt hatten Mama und Papa die Sache zuerst einmal für sich behalten. Auf meinem Geburtskärtchen, das sie verteilt hatten, steht bloß: „Wir sind übergücklich über Niki, unser erstes Kind.“ Jetzt wussten es die meisten unserer Freunde, aber den Rest der Welt ging es nichts an.

2. Nur ein paar Worte

Mama starrte den Mann abweisend an. Der schien unter ihrem Blick noch krummer und älter zu werden.

„Ja, bitte?“ Mama klang so eisig, dass niemand sich getraut hätte, sie überhaupt um etwas zu bitten, nicht einmal um ein Glas Wasser.

Der Mann packte wieder seinen Koffer, und mit einem unendlich traurigen Seufzer wandte er sich zum Gehen.

Aber auch wenn in Mamas Stimme die Eiszapfen geklirrt hatten, ihr Herz war nicht tiefgefroren. „Entschuldigen Sie“, rief sie dem Mann schuldbewusst nach. „Was wollen Sie denn?“

Der Mann blieb mitten auf dem Weg zwischen Haustür und Gartentor stehen.

Er drehte sich langsam um.

„Meine Handtasche“, sagte Mama rasch zu mir, als er zögernd zurückkam.

Ich gab sie ihr. Sie öffnete den Schnappverschluss und holte die Geldbörse heraus.

„Ich kann Ihnen zehn Euro geben, hilft Ihnen das?“, fragte sie eifrig und hielt ihm auch schon den Geldschein hin. Den Arm ganz ausgestreckt, so wie ich es tat, wenn ich das Pferd auf der Koppel am Ende der Straße mit unserem alten Brot fütterte. Es hatte riesige Zähne, und ich fürchtete mich jedes Mal aufs Neue, dass es viel lieber in meine rosigen Finger als in das harte Brot beißen würde.

„Er möchte Papa sprechen“, mischte ich mich ein. Obwohl er wie ein Bettler aussah, hatte er mich nicht um Geld gebeten, und es war mir peinlich, dass Mama ihm diese zehn Euro entgegenstreckte.

Niemand wird gerne für einen Bettler gehalten.

„Papa sprechen?“, wiederholte Mama. Sie trat einen Schritt näher heran, runzelte die Stirn.

Der Mann räusperte sich. „Ja, bitte. Nur einen Augenblick. Herr Kallender wohnt doch hier?“, fragte er unsicher.

„Ja, mein Mann wohnt hier“, antwortete Mama steif.

Der Fremde stellte den Koffer wieder neben sich und streckte seine Hand aus. Die Finger hatten gelbbraune Flecken.

Mama stopfte den Geldschein zurück in die Börse und ließ den Taschenverschluss zuschnappen, gleichzeitig tat sie so, als sähe sie die ausgestreckte Hand nicht.

Der Mann zog sie rasch zurück.

„Entschuldigen Sie, ich habe ein lausiges Namensgedächtnis“, sagte er und lächelte zaghaft. „Marlies, nein, Lisbeth, oder?“ Er hatte eine Zahnücke in der oberen Reihe. Ich kannte keine Erwachsenen mit Zahnücken, und auch Oma hatte ich nie ohne ihr Gebiss gesehen.

„Wir kennen uns?“ Mamas Gesichtsgedächtnis ist auch nicht sonderlich gut.

„Du hattest immer einen Pferdeschwanz“, hatte sie einmal als Entschuldigung zu einer Klassenkollegin gesagt, als diese sie bei einer zufälligen Begegnung auf der Straße herzlich begrüßt und Mama sie nicht erkannt hatte.

Das Lächeln des Mannes erstarb. „Ja, wir haben uns allerdings nicht sehr oft gesehen. Das, das lag eher an mir und es ist, wie gesagt, lange her und – ich habe mich wohl zu sehr verändert“, stotterte er.

Ich konnte Mama ansehen, dass sie sich bemühte, den Fremden zu erkennen, es ihr aber nicht gelingen wollte.

„Wie gesagt, ich möchte nicht stören, nur einen kurzen Augenblick mit Jakob Kallender sprechen.“

So verworren, wie der Mann sprach, und so ungepflegt, wie er aussah, wusste ich, dass Papa bestimmt nicht mit ihm reden wollte. Wenn ich mit Papa unterwegs war, machte er immer einen großen Bogen um Straßenmusikanten, Zeitungsverkäufer, Jugendliche mit rasierten Köpfen, Obdachlose ... Eigentlich machte er um ziemlich viele Menschen einen großen Bogen, um jeden, der ein bisschen anders aussah.

Zum Glück machte er um mich keinen Bogen. Er war der beste Papa, den man sich wünschen konnte. Vielleicht half es ihm auch zu wissen, dass mein Anderssein nicht für immer bleiben musste. Und vielleicht sparte er deshalb so eisern, damit ich nachher wirklich äußerlich so aussehen könnte wie alle anderen auch.

„Wir werden uns den besten Chirurgen leisten, damit jeder Millimeter genau richtig wird“, versprach er mir oft. „Wir machen das auf jeden Fall privat, nicht über die Krankenkasse.“

Das alles ging mir durch den Kopf, so dass Mama mich zweimal auffordern musste, Papa aus der Küche zu holen.

„Nur ein paar Worte“, sagte der Mann ängstlich. „Wirklich nur ein paar Worte. Mehr nicht.“

3. Ein Niemand

„Nein“, sagte Papa in dem Augenblick, als er den fremden Mann sah.

„Jakob“, sagte der Fremde mit zitteriger Stimme.

Papa schlug ihm die Tür vor der Nase zu.

Mama und ich starrten Papa verdattert an.

Der riss die Tür sofort wieder auf und schrie: „Verschwinde von hier! Ich habe dich nicht gebeten herzukommen, oder? Das ist mein Leben, meine Familie, mein Haus und du machst mir nicht noch einmal alles kaputt!“

Papa war rot im Gesicht und beim Schreien sprühten kleine Tropfen aus seinem Mund. Dann schmiss er die Tür ein zweites Mal zu.

„So was!“

Und: „Was glaubt der eigentlich!“

Und: „Wie kann er es nur wagen!“

Und: „Hat uns schon einmal ruiniert!“ Lauter halbe Sätze, die ich überhaupt nicht verstand.

Papa schaute uns an. Aber er schien uns nicht richtig zu sehen, als wären wir durchsichtig.

Er schwieg.

„Jakob? War das etwa ...?“ Mama legte ihre Hand auf seinen Unterarm.

Papa zuckte zusammen.

„War *er* das?“, fragte Mama. „Nach all den Jahren steht er ...“

„Niemand war das“, unterbrach er sie. „Absolut niemand.“

„Niemand?“

„Ja, niemand“, sagte Papa knapp. „Niemand, mit dem einer von uns auch nur irgendetwas zu tun haben möchte.“

Er ließ uns stehen und marschierte in die Küche zurück.

„Ekelhaft“, hörte ich ihn schimpfen und dann folgte ein Geräusch, das nur bedeuten konnte, dass er den Nudeltopf vom Herd genommen und den Inhalt mitsamt Wasser in die Mülltonne gegossen hatte.

Wir liefen in die Küche.

„Sieben Minuten“, belehrte Papa uns. „Sieben Minuten müssen sie kochen und nicht länger. Ist sonst nicht mehr zu essen. Der Appetit ist mir jetzt sowieso vergangen.“

Er setzte sich an den Küchentisch und raupte sich die Haare, bis ihn Mama an der Schulter packte.

„Wir reden darüber“, sagte sie streng. Ich wusste nicht genau, ob sie die Nudeln in der Mülltonne meinte – Mama hasste es, wenn Essen weggeworfen wurde – oder Papas Benehmen an der Haustür.

Papa seufzte laut, und es klang genauso wie der traurige Seufzer des fremden Mannes.

„Jakob, du musst mir das jetzt erklären. War er das?“

Wer? Das wollte ich auch wissen. Ich setzte mich an den Tisch. „Er hat unseren Namen richtig ausgesprochen, ist euch das aufgefallen?“, sagte ich.

Mama schaute zu mir und dachte dabei offensichtlich an etwas anderes. Dann ließ sie die Handtasche aufschnappen, holte aus ihrer Geldbörse den Zehneuroschein und sagte: „Du gehst dir etwas zu essen kaufen.“

Sie musste mir den Schein in die Hand stopfen, so über-rumpelt war ich. Noch nie hatte sie mich einfach losgeschickt, um mir irgendwo irgendetwas zum Essen zu besorgen. Sie war eine gesunde Mutter und Fastfood stand ganz unten auf ihrer Liste möglicher Nahrungsmittel.

„Und du solltest auch noch ein bisschen auf den Spielplatz gehen“, fügte sie mit besorgtem Blick auf Papa hinzu.